

btb

Buch

Eine atemberaubend direkte, sinnliche italienische Familienchronik über fünf Generationen, in deren Mittelpunkt Antenora steht, die Großmutter – und natürlich »die Zinkwanne«, Relikt aus vergangenen Zeiten und Ausgangspunkt der Erinnerungen. Das faschistische Italien, der Krieg und die Nachkriegsjahre sind Stationen auf dieser Reise durch die Zeit, die in unseren Tagen endet und komponiert ist wie eine Art Familienwalzer, der ertönt, bis das Lied eines langen Lebens gesungen ist. Es ist Antenoras Leben, das einzigartig ist und zugleich doch exemplarisch für unzählige Frauenschicksale: das Leben als Tochter, als Schwester, als Mutter, als Ehefrau und Witwe. Es führt aus den feudalistisch geprägten, archaischen Strukturen des Landlebens durch einige Jahrzehnte Ehe in die zunehmende Einsamkeit einer Stadtwohnung in Rom, wo Antenora inmitten ihrer Erinnerungsstücke lebt – und stirbt.

»Mit ihrem ersten Roman ist dieser Autorin auf Anhieb ein betörendes Stück Prosa geglückt, das zweifellos zum Schönsten zählt, was in den letzten Jahren aus Italien zu uns herübergedrungen ist.« *Die Woche*

Autorin

Margaret Mazzantini wurde 1961 in Dublin geboren und wuchs in Irland und in der Toskana auf. Nach dem Besuch der Schauspielschule begann sie eine Karriere als Schauspielerin, 1984 wurde ihr der Preis als »Beste Schauspielerin des Jahres« verliehen. »Die Zinkwanne«, ihr erster Roman, wurde mit dem »Premio Opera Prima Rappallo Carige« und dem »Premio Selezione Campiello« ausgezeichnet. Er wurde sowohl von der italienischen wie der deutschen Kritik begeistert aufgenommen.

Margaret Mazzantini bei btb

Manola. Roman (72597)

Geh nicht fort. Roman (73066)

Am Ende der Straße (73371)

Margaret Mazzantini

Die Zinkwanne

Roman

*Aus dem Italienischen
von Viktoria v. Schirach*

btb

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel
»Il catino di zinco« © Marsilio Editori S.P.A., Venezia.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2006,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1996
by Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der
Frankfurter Verlagsanstalt
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Corbis
Umschlagmotiv: getty-images
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
EM · Herstellung: AW
Printed in Germany
ISBN-10: 3-442-73458-4
ISBN-13: 978-3-442-73458-0

www.btb-verlag.de

FÜR SERGIO

Ich zögerte beim Verlassen der Kapelle. Ich lehnte mich an den Pfosten der halbgeschlossenen Tür. Zwischen den Flügeln war gerade noch ein Spalt. Von draußen vernahm ich die Stimmen der anderen, die sich bereits auf dem Kirchplatz verteilten: Blutsverwandte, die sich lange nicht gesehen hatten und sich wortreich darüber ausließen, wie sehr sie einander noch glichen. Es war ein blasser Wintermorgen, schwer mit Wolken verhangen. Und doch schlängelte sich das Licht durch die schmale Schießscharte hinter meinem Rücken, durchbohrte die Schatten und entlarvte die Armseligkeit dieses andächtigen Ortes. Die Feuchtigkeit kroch aus dem Backsteinfußboden und aus den rissigen Wänden. Nur an der Decke verlor das Licht seine schneidende Grausamkeit und versickerte in dem kleinen Tonnengewölbe.

Dort lag sie, ausgestreckt unter der Kuppel, im Dunst von Kerzen, Lilien und Moder. Die leicht gespreizten Beine – sie waren so krumm, daß es nicht gelungen war, sie wenigstens anstandshalber ein bißchen aneinanderzulegen – ließen in der Mitte des Kleides eine Mulde entstehen, die den Hügel ihrer Intimität betonte.

Ein schwarzes abgetragenes Kleid, das sie noch ausgedörrter wirken ließ. Zwischen den Naphtalinkugeln in ihrem zweistöckigen Schrank war kein anderes gewesen. Schwarze Kleidung, so etwas besaß sie nicht. Sie lag auf dem Rücken, dem Nichts zugewandt; die Sittsamkeit der Hände, die sich über dem Bauch um einen Rosenkranz klammerten, reichte nicht aus, sie zu schützen.

Dabei hatte ich mir die Feierlichkeit eines großen Katafalks und das Sterben der Alten immer schon ausgemalt. Jetzt aber verlieh die dunkle Tunika der Lider, nun für ewig über die himmelblauen Augäpfel herabgezogen, dem Gesicht die Nacktheit einer Maske. Sie trug nicht einmal mehr ihre Perücke («Hut» hätte sie dazu gesagt). Ihr Kopf war mit ihrem süßlich riechenden Kölnisch Wasser eingerieben. Unter dem Nacken verbargen sich ihre kümmerlichen, viel zu langen Haare, die ein paar Klammern aus Knochenimitat zu dem zusammenfaßten, was sie als Dutt bezeichnete. Der bittere Einschnitt des Mundes für immer verschlossen. Sie war tot, mausetot, platt reglos eiskalt.

Als ich von der Beerdigung zurückkam, stellte ich mich unter die Dusche und ließ das Wasser an mir hinunterlaufen, ich hielt die Augen offen und lehnte mich mit dem Rücken an die tiefenden Fliesen. Da war sie auf einmal vor mir – in einem Lichtkegel! Auch sie nackt: Am ganzen Leib scheckig von den flimmernden Schatten der Zweige und der Blätter, lag sie am Fuße eines Waldes auf einem fauligen Bett aus Flechten und Moos. Ihr Blick war klar, ein schlohweißes Haarbüschel um-

gab ihr Geschlecht, das einsam und offen dalag wie ein verlassener Steinbruch. Darum herum: Insekten, Ameisen, Eidechsen. Da tauchten vor meinen Augen weißhäutige rauhe Hühnermägen auf, die man aufschlitzt, um die Maiskörner zu entfernen, und dann in der Sonne wendet, bis sie so dunkel sind wie Leber. Hühnermägen für eine Soße aus Innereien. Ich hatte angefangen zu pinkeln, das Wasser schwemmte den Urin an meinen Beinen mit weg. Ich stellte mir schon vor, wie das Meer an einem kargen Strand mich streicheln würde.

Manchmal gehe ich an ihrem Haus vorbei, und jedesmal habe ich das Gefühl, es hätte gerade geregnet. Ich weiß nicht, wer jetzt dort wohnt: Der Ort ist inzwischen wie zugemauert.

»Großmutter, mach auf, ich bin's.«

»Wer ist ich?«

»Ich.«

Als ich ein Kind war, bedeutete sie für mich Rom. Rom war das Haus der Großmutter. Trotzdem bekam ich oft Heimweh, vor allem am frühen Nachmittag, wenn sie sich zum Mittagsschlaf hinlegte. Ich ärgerte mich über diese Empfindsamkeit, der ich ausgeliefert war, aber ich konnte nichts daran ändern. In der vergeblichen Hoffnung, auf dem Hof plötzlich andere Kinder auftauchen zu sehen, ging ich auf den Balkon. Ich war an das Stadtleben kaum gewöhnt. Ich lebte auf dem Land, und dort waren die Dinge so, wie ich sie wahrnahm. Im Sommer konnte ich dort herumrennen, schreien wie eine Besessene, mich von den Stoppeln auf den Feldern zerkratzen lassen, und bei Sonnenuntergang knisterten Strohfeuer.

Ich saß auf einem Eimer und sah zu, wie die Feuer verloschen, und der Wind trug den Geruch nach verbrannten Gräsern davon. Nachts, während die Glut noch immer schwelte, betrachtete ich die Sterne und war mir meiner Grenzen nicht mehr bewußt.

Die Großmutter hingegen führte mich in die Grünanlage vor ihrem Haus im Afrikanischen Viertel, in einen düsteren Park voller hochgewachsener, kümmerlicher Bäume. Ich hatte einen dünnen Mantel an, schon ein wenig abgetragen, aber dafür mit vielen goldenen Knöpfen bestückt, an denen Großmutter einen langen rauhen Schal drapierte, der mich am Hals kratzte.

»Schling ihn dir zwei- oder dreimal herum«, befahl sie.

Schweigend – das trockene Laub knackte unter unseren Schritten – erklimmen wir, ich voran und sie hinter mir, den Spazierweg. Schließlich gelangten wir zu einer Anhöhe, auf der trübsinnig und naß ein Café ohne Gäste thronte. An der zementverputzten Wand lehnte ein Stapel von Stühlen, daneben eine verrostete Blechtafel mit verblaßten Darstellungen von Eissorten.

Darum herum standen Bänke. Die Großmutter sank mit einem Seufzer der Erleichterung nieder und schlug ihre Illustrierte auf. »Bleib in der Nähe«, rief sie mir nach, während ich schon durch die Büsche stromerte. Hinter ihnen war ein kurbelbetriebenes Karussell aufgebaut, auf dem sich Miniaturpferde mit ägyptischen Augen drehten. Es war fast immer leer. Ich stellte mich davor, die Strümpfe waren mir bis auf die plumpen Schuhe gerutscht (»Die brauchst du, du gehst schief, du läufst über den großen Onkel. Bei dir sind teure Sachen doch nur hinausgeworfenes Geld.«).

Ich ließ den Rotz verschwinden, indem ich meine Nase am Mantelärmel abputzte. Auch ohne mich zu sehen, erwischte sie mich immer: »Knöpf den Mantel zu! Spürst du denn nicht, wie kalt es ist?«

Das Karussell drehte sich Runde für Runde mit der quietschenden Last der Pferdchen. Die wenigen jugendlichen Reiter hingen so auf den Kruppen, wie die Erwachsenen sie hinaufgestülpt hatten, und suchten mit im Kreis schielenden Augen die Blicke der Angehörigen, die zu flehen schienen: »Ist das nicht lustig, mein Schätzchen?« Die Schätzchen fingen an zu wimmern, wenn sich dann jedoch meine teuflischen Blicke in die ihren bohrten.

»Wir gehen!« Wenn sie das sagte, stand ich bereits völlig verschwitzt vor ihr. Sie zog das Gummiband heraus, das in meinen dünnen Haaren hing, und machte mir wieder einen Springbrunnen: eine zerzauste Haarfontäne mitten auf dem Kopf. Beim Laufen packte sie meine Hand, und ich spürte, wie sich zwischen unseren Handflächen eine feuchte, klebrige Schicht bildete. Ich folgte ihr und ließ mir meine eigenen kleinen Angelegenheiten durch den Kopf gehen. Ihr großer Körper schwankte, und sie blickte umher. Zwei schwere, müde Brüste, die einzige Spur von Weiblichkeit, lockerten ihren Anblick von vorn auf. Sonst wirkte sie auf mich wie ein Steinblock, an dem der Bildhauer zwar Gliedmaßen und Kopf herausgearbeitet hat, nicht aber den Torso.

Ihre von Überbeinen und Hühneraugen geplagten Füße, die jeden Schritt zur Qual machten, bestimmten den Rhythmus unseres Vorankommens. Trotzdem war ich stolz, an ihrer Seite zu sein. Wenn ich aufsaß, genoß ich den Anblick ihres stets erhobenen Gesichts, das

Einschnitte hatte wie das Nasenbein im Porträt des blinden Guido da Montefeltro. Sie hatte keine Falten, nur ein paar ausgeprägte Furchen. Ihr Teint war rosig. Die Augenhöhlen waren mit der Zeit immer größer und bräunlicher geworden, und das verlieh ihrem lauen, hellblauen Blick eine geheimnisvolle Tiefe. Aus den Bögen der Augenbrauen ragten störrische, lange Härchen bis in ihr Blickfeld. Der Kopf war so gut wie kahl, doch schon damals zierte ihn der Perücken-Hut.

Wieder zu Hause, steckte sie mich unverzüglich in die Zinkwanne. Feucht vom Dampf, mit wirrem Haar, bearbeitete sie mich energisch mit einem harten, von heißem Wasser triefenden Schwamm.

»Halt doch still! Los, dreh dich um, du kleines Hinter-teil! Nun mach schon!«

Mit dem auf der Heizung brettig gewordenen Handtuch rieb sie meine roten, noch ganz seifigen Hinterbacken ab.

»Raus jetzt, vorsichtig, nur nicht spritzen . . .

Manchmal ließ sie mich, in das steife Tuch gewickelt, in der Wärme des Badezimmers zurück und schleifte die Zinkwanne hinter sich her zum Balkon. Sie riß die Glas-tür auf und warf sich in der Eiseskälte auf alle viere, um den Boden zu scheuern (mit »diesem schönen Seifenwas-ser«), die ringförmigen Ablagerungen der Blumentöpfe wegzukratzen, dort draußen in ihrem Lager von alten Ki-sten, Flaschen mit eingemachter Tomatensoße, Plastik-tüten, Schrauben, Muttern, Wasserhähnen, Bindfäden, Zeitungen, Wurzelballen von Basilikum – und den alten Schlappen!

»Jeden Tag werf ich sie weg, diese alten Schlappen, die

nach ranzigem Schmalz riechen, aber nachts finde ich keine Ruhe. Ich träume, daß sie noch ganz bequem sind, und dann wache ich auf, und mir tun die Füße weh, die ich oben auf die hintere Kante des Bettes gelegt habe. Ich schau auf die Uhr, es ist noch nicht sechs, und bevor die Müllabfuhr kommt, laufe ich auf die Straße und hole mir die Schlappen wieder. Wie eine Diebin schleiche ich mich hinaus, denn ich habe immer Angst, daß mich jemand sieht und denkt: ›Die arme Alte, die da in den Abfällen wühlt!‹ Dann wasche ich die Dinger und stelle sie aufs Fensterbrett und freue mich . . .«

Auch ihre »Juwelen« verwahrte sie bei all dem Gerümpel auf dem Balkon und verbrachte dann Stunden damit, sie wieder zu suchen.

»Warum wirfst du denn nichts weg, Großmutter?« fragte ich.

»Nein, mein Kind, denn es könnte ja passieren, daß ich aus Versehen sogar ein Schmuckstück wegwerfe. Nichts wird weggeworfen, alles kann noch einmal nützlich sein! Hier an der frischen Luft stören mich diese paar Siebensachen doch nicht! Und außerdem ist es ein sicherer Ort; wenn ein Halunke bei mir einsteigt, dann schnüffelt er bestimmt nicht auf dem Balkon herum, wo ihn alle sehen!«

»Aber Großmutter, das würde doch sowieso keiner wagen! Wenn ein Räuber kommt, dann bringst du ihn um und brätst ihn im Ofen mit ein paar Speckschwarten . . . Du scheußliche alte Hexe!«

»Scheußliche was?«

»Ja, du bist eine scheußliche alte Hexe . . . Wie die vom Faravioletto!«

Die Großmutter lachte und lachte, sie konnte sich gar nicht mehr beruhigen: »Ach Gott, ach Gott! Und du kleiner Schweinigel, was weißt du denn davon?«

»Was soll das heißen, was ich davon weiß? Jetzt verstell dich nicht so. Du hast sie mir doch selbst erzählt, die Geschichte vom Faravioletto ...«

Es war einmal eine böse, schmutzige Alte, deren Kleider so lang waren, daß sie über den ganzen Boden schleiften. Sie hielt sich eine junge Magd, die von morgens bis abends arbeitete, ohne je zu rasten. Eines Tages verspürte diese Magd ein dringendes Bedürfnis, aber die Alte paßte auf wie ein Luchs. Also kauerte sich die Magd beim Abstauben einen Moment lang hin und machte auf die Erde wie ein Hund. Als die Alte diesen schönen, duftenden Haufen mitten im Zimmer fand, wurde sie fuchsteufelswild und rief sofort das ganze Dorf zusammen, um die Magd anzuprangern. Einer nach dem anderen befragte das Würstchen mit der Locke – die eben Faravioletto genannt wurde – mit den Worten: »Würstchen mit dem Faravioletto auf dem Kopf, sag mir, wer hat dich geschissen?« Und es antwortete immer gleich: »Geh nur weiter, du warst es nicht!«

Im Laufe der Prozession wurde die Magd immer röter und zitterte immer mehr, während die Herrin, die in ihrem alten ramponierten Stuhl zusammengekauert saß, die Szene genoß. Als jedoch das Mädchen mit seiner zaghaften Stimme die Frage stellte, entließ das Würstchen es mit der üblichen Antwort. Unter den Versammelten stieg ein Gemurmel auf. Die Alte, die befürchtete, daß das Häufchen nur zu schüchtern sei, ging ganz nahe zu

ihm hin, um es zu hätscheln, und fragte mit zuckersüßer Stimme: »Häufchen, mein Häufchen mit dem Faravioletto auf dem Kopf, sag mir, mein Liebling, wer hat dich geschissen?« Da setzte es mit einer fürchterlich tiefen Stimme an und raunzte: »Du, du häßliche alte Hexe!« Und die Alte wurde gründlich verprügelt.

»Siehst du, wie das böse Weib reingefallen ist...« lachte die Großmutter. Dann wurde sie wieder ernst: »Nein, mir kommt kein Dienstmädchen ins Haus!«

Nach dem Tod ihres Mannes lebte sie allein, und das wurde mit den Jahren immer problematischer für ihre Kinder. Sie war immer noch stark, voller Energie, aber bisweilen kam es vor, daß eines ihrer leicht ergrauten Kinder sie auf einen Sprung besuchen wollte und sie geistesabwesend auf der Bank in der Diele antraf, das Korsett unter den Kleidern offen, in der einen Hand ein Reibeisen, in der anderen ein Paar Socken. »Wovor fürchtest du dich, glaubst du, wir verprügeln dich?« fragten die Kinder. »Nein, nein, wie kommt ihr denn darauf!« antwortete sie dann. »Am Sonntag komme ich gern zu euch, aber dann geht jeder wieder seiner Wege... Hier bestimme ich, ich tue, was ich will... Wenn ich essen will, esse ich... Wenn nicht, lege ich mich ins Bett.« Die Kinder neckten sie immer: »Gib's doch zu, du hast einen Verehrer...« Und sie: »Viel zu viele hab ich davon, viel zu viele...«

Sie log nicht. Einer hatte ihr direkt im Treppenhaus einen Antrag gemacht, während er ihr half, die Einkaufstüten hochzutragen: »Gnädige Frau, vereinen wir doch unsere Einsamkeiten, werden wir einer dem ande-

ren eine Stütze für das Alter.« Sie hatte ihn nicht einmal einer Antwort gewürdigt: »Entschuldigen Sie bitte, Sie verstehen schon ...« Und hatte die Tür hinter sich zugemacht. Sie konnte sich gar nicht mehr beruhigen, so empört war sie: »Auf mich willst du dich stützen?! Und ich soll dich wohl in meiner Wohnung aufnehmen ... Damit du mir dann womöglich noch krank wirst! Der reinste Wahnsinn«, schimpfte sie vor sich hin.

»Wenigstens jemand, der dir Gesellschaft leistet, Mama ... Eine ältere Frau, jemand Solides, der dir im Haushalt hilft«, so versuchten es die Kinder immer wieder. Aber auf diesem Ohr war die Großmutter völlig taub: »Ich glaube, ihr habt sie nicht mehr alle!« herrschte sie sie an. »Ich soll mir noch eine Alte ins Haus holen? Ja, wozu denn?« Personal war in ihren Augen sinnvoll gewesen, solange es noch eine Matratze, eine halbe Lira am Sonntagnachmittag und jede Menge Dankbarkeit gekostet hatte. Jede Menge! »Aber heute, wo die soviel verdienen wie ein Gymnasiallehrer, da sei Gott vor ...«

Wenn sie ihre Freundinnen besuchte, starrte sie verwundert deren hölzerne Gesellschaftsdamen mit ihren doppelreihigen Perlenketten an, und sie erschienen ihr vornehmer als die Arbeitgeberinnen. »Die läßt sich bestimmt alles vererben«, dachte sie. Wenn ihr jemand die Tür öffnete, und es war kein Italiener, war sie völlig außer sich. »Sind wir denn verrückt geworden? Ich soll mir womöglich auch so einen Moslem ins Haus nehmen? Nicht einmal dann, wenn man mich dafür bezahlen würde. Nein, nein, mein Kind! Du brauchst gar nicht zu lachen«, rügte sie mich, »das ist kein böser Wille, aber wer weiß, was diese Leute für Gewohnheiten haben?«

Ihre Freundinnen hingegen hatten solche exotischen Gefährten wirklich nötig. Sie lebten in einem Zustand von schafsmäßiger Ergriffenheit, immer ein verängstigtes, dümmliches Lächeln auf den Lippen. Wahrscheinlich stammten sie aus einem ganzen Hühnerstall kichernder Mädchen mit herzförmigen, niederträchtigen Mündchen. Sofort danach waren sie – fünf Finger auf jeder Hüfte – zu verschlagenen Klatschbasen geworden. Zu Hause: Quälgeister für ihre Männer, Nervensägen für ihre Kinder. Dann kürzeres, lilafarbenes Haar, ein paar Rettungsringe, um die Taille auszupolstern, und Rommé und Canasta. Und dann ist es schon soweit. Morgendämmerung, glitzernde Augen auf dem Kopfkissen. Die Vorhänge zurückziehen und nichts mehr draußen erkennen. Kirchenbänke blanksitzen und, die Hand auf die Brust gelegt, nur noch das Geraune des eigenen Lebens überwachen.

Nicht so Großmutter. Sie hatte sich nicht überrumpeln lassen. Wohlgenährt und jovial lächelte Papst Johannes auf das Bett hinab; in der abgeschlossenen Schublade des Nachttischchens lag jedoch *Schweine mit Flügeln*. Die anderen Alten buhlten um ihre Freundschaft, und sie ließ sich hofieren. Ganz besonders gefiel es ihr, daß diese Alten wohlhabend waren: »Gediegen, wirklich gediegene Leute«, sagte sie. »Richtige Damen, wie ich ...«

Am Sonntagnachmittag ging sie gewöhnlich (nachdem sie ihren eiskalten Schmuck vom Balkon hervorgekramt hatte) mit ihnen aus, um mit abgespreiztem kleinen Finger in einer Bar in der Via Veneto schlückchenweise Kaffee zu trinken. Manchmal nahm sie mich mit: »Du sprichst nur, wenn das Huhn pißt!« Sie unterhielten sich

über Dienstboten, Alarmanlagen und Thermalkuren. Interessiert beobachteten sie die Scharen von Somaliern, Maghrebiniern und Eritreern, die an Festtagen mit ihrer ganzen Schönheit die Straßen bevölkerten. Mit gerunzelter Stirn musterten die alten Damen sie von ihrem Posten hinter der flatternden Tischdecke, auf dem Gehsteig vor der Bar. Großmutter folgte der Unterhaltung, indem sie mit dem Kopf nickte, und wand nur selten den Blick von der vorbeiziehenden Menge. Weit ausholend deutete sie mit dem Zeigefinger auf eine Inderin mit einer seidenen Schleppe über der Schulter: »Das ist bestimmt eine Prinzessin!«

Ich beobachtete Großmutter's Freundinnen. Der rücksichtslose Widerschein der Sonne beleuchtete die Poren ihrer Haut unter den Flecken schlecht verteilten Puders und den Lippenstift, der an den Falten rings um die Lippen hochgekrochen war. Ich ließ meine Serviette unter den Tisch fallen und tauchte hinab, um sie aufzuheben. Dort unten, zwischen den verrosteten Tischbeinen, gab es altmodisch geschnittene Nerzmäntel, verformte Knöchel in Stützstrümpfen und den Geruch nach alter Frau.

Zweimal im Jahr veranstaltete Großmutter eine Teegesellschaft. Ich kam schon ein paar Stunden früher, um ihr bei den Vorbereitungen zu helfen. Zuerst entstaubte ich die zum guten Service gehörenden Tassen und polierte die Silberlöffel, die in der samtgefütterten Schachtel schwarz angelaufen waren. Dann breiteten wir gemeinsam die im Kreuzstich bestickte Leinentischdecke aus, und erst im allerletz-

ten Moment arrangierte sie kleines Gebäck aus einer Schachtel auf den goldumrandeten weißen Porzellantellern. Die Prozession der abgestandenen Alten nahm ihren Anfang; sie wankten aus dem Aufzug und auf die Wohnungstür zu. Noch bevor sie läuteten, kündigte ein Gebimmel von Gold und Anhängern sie an wie Schellen eine Kolonie von Leprakranken.

Nach und nach deckten immer mehr Damenmäntel den Kleiderständer zu. Ich stand hinter ihnen und half beim Striptease der buckligen Rücken mit, und meine Nase sog kraftvoll die Vielfalt dieser greisen Gerüche ein. Die ersten, die das Eßzimmer betraten, waren immer die Zwillinge: zwei vollkommen verkalkte Achtzigjährige, deren Ähnlichkeit nur in einer gewissen tierhaften Gier ihrer Gesichtszüge zum Ausdruck kam. Fiore, pummelig, klein, mit einem platten, von geplatzen Äderchen geröteten Gesicht, rötlichem Haar, wäßrigen Augen, unter denen zwei große, wie Hahnenkämme gefächerte Tränensäcke lagen und die zu nah an der kleinen, aber dafür dornförmigen Nase klebten, erinnerte an einen Spatzen. Flora, ihre Schwester, ließ an ein anderes Federvieh denken. Die Kleider schlotterten um ihren spindeldürren Körper, das unebene, scharfe Gesicht wurde von einem rabenschwarzen Haarschopf eingerahmt, der an den Schläfen anlag, dann jedoch sofort die Flucht nach oben antrat, als wolle er das Hervorragende der schnabelartigen, schwammigen Nase ausgleichen. Ihre lange Chenillestola legte sie nie ab, und während sie stolz einherschritt, erschien sie wie das bewegliche Porträt eines Falken oder eines Königsadlers.

Die Damen nahmen am Tisch Platz, die Decke bekam Teeflecken, die Kekskrümel verklemmten sich in den Hohlräumen der Kunststoffprothesen und lugten bei jedem Lächeln hervor. Der scharfe Blick des Königsadlers war nur Bluff; ich merkte es, als sie eine Praline, die ich ihr angeboten hatte, in den Mund steckte, ohne das Papier abzumachen. Mir fehlte der Mut, es ihr zu sagen. Ich sah zu, wie sie energisch lutschte, um das Stanniolpapier aufzuweichen. Aber sie spürte, daß ich noch hinter ihr stand, drehte sich um und schluckte schnell alles auf einmal hinunter: »Danke, meine Liebe, für mich keine mehr«, sagte sie. Dann schob sie die Zungenspitze hervor, um sich den Schokoladenschnurrbart abzulecken, und lächelte mich an: »Aber sie schmecken sehr gut, weißt du, mit Nüssen ...«

Dann gingen sie wieder. Ich stellte die Tassen zurück ins Büfett. Die Kristallschale kehrte auf ihren Platz auf dem Tisch zurück. Es war ausgemacht, daß ich bei der Großmutter schlafen würde. Die vielen Damen hatten in der Wohnung eine Stille zurückgelassen, die uns jetzt bedrückte. Das waren die Momente größter Einsamkeit: Das Licht machte sich schnell davon aus dem Wintertag, aber es war noch zu früh, um ins Bett zu gehen, und nach einem so gehaltvollen Gebäckgelage war auch das Abendessen überflüssig geworden. Ich ging in die Diele, um nachzusehen, ob in der Zinnvase noch ein »Moretto« mit Nougat übriggeblieben war. Alles, was ich fand, war Staub, dazu ein alter Nagel und ein Gummiband. Ich setzte mich auf den Hocker und schaute auf die geschnitzte Kuckucksuhr vor mir mit ih-

ren zwei Tannenzapfen-Pendeln unten an der Kette. Sie blieb stumm. Jahrelang hatte ich jede Stunde auf das Erscheinen dieses schwarzen Kuckucks gewartet; dann war die Uhr eines Tages kaputtgegangen, und die Großmutter hatte sie nicht mehr reparieren lassen. »Kuckuck, Kuckuck, es ist kein Winter mehr, der Mai, zum Lied des Kuckucks, hält seine Wiederkehr. Kuckuck, Kuckuck . . .« Es war jedoch noch Winter, nach sieben Uhr, und die Heizung war abgedreht. Es war kalt.

Ich ging wieder hinüber und beobachtete heimlich die Großmutter in ihrem Schlafzimmer. Kahlköpfig saß sie vor dem Spiegel. Die Perücke hing neben ihr, mit einer großen Nadel an einen Kopf aus Polystyrol geheftet. Großmutter erfrischte ihren Kopf mit einem Wattebausch voll Kölnisch Wasser, und in dem Zimmer herrschte ein Geruch nach verfaulten Blumen. Als sie mich im Spiegel bemerkte, drehte sie sich um. Der Wattebausch in ihrer Hand war schwarz, sie ließ ihn in den Papierkorb fallen. »Hast du gesehen, wie alt meine Freundinnen sind? Mein Gott, wie heruntergekommen sie aussehen!« Sie knipste die schneeglöckchenförmige Glaslampe auf ihrem Schreibrank aus, und ihr Blick suchte bereits nach ihrer Illustrierten. Sie ging durch das Zimmer und setzte sich zum Lesen in ihren Sessel neben dem Bett.

»Großmutter, gibst du mir die Knöpfe?« Als sie aufsah, fiel ihr im Halbschatten ein Lichtschein hinter mir auf: »Hast du drüben das Licht ausgemacht?« Ich mußte noch einmal ins Eßzimmer gehen und das Licht ausknippen. Es war schwach, denn sie hatte den größten Teil der olivenförmigen Glühbirnen in dem Kronleuchter heraus-

gedreht. Mir graute vor der dunklen Wohnung. Zur Sicherheit tappte ich mit ausgestreckten Händen vorwärts. Ich ertastete das zweifach abgeriegelte Schloß der guten Stube. Ich fürchtete mich vor der Ritze unter der Tür, vor ihrer Fortsetzung in jenem unerreichbaren, verbotenen Zimmer. Nur den abgestandenen Geruch der Wohnung erkannte ich wieder, hier lebte sie in ihrem alten Körper, und die Fußböden hatten ihr nacktes Ding unter dem Hemd gesehen, wenn sie nachts aus dem Bett schlüpfte, um zu pinkeln.

Die Großmutter hatte mir von mißhandelten kleinen Mädchen erzählt, die in einen Brunnen geworfen worden waren. Die dunklen Flecken des Blutes und der Erde von dem gerasterten Zeitungsfoto breiteten sich immer weiter aus in meinen Augen. Sie zeigte mir diese grausigen Artikel, um mein Mißtrauen zu schärfen. »Du darfst niemandem trauen! Niemals!« schrie sie. Dann, ganz leise: »Wenn du wüßtest, wer mich belästigt hat! Darauf kommst du nie!« Sie wirkte auf mich so alt, und ich konnte es mir wirklich nicht vorstellen: »Wer denn, Großmutter? Wer?« Sie machte die Augen zu, als wollte sie den allzu schrecklichen Bildern dieser Erinnerung entkommen.

Da war ich wieder. »Ich hab's ausgemacht. Gibst du mir jetzt die Knöpfe?« Aus einer alten Blechschachtel holte sie zwei alte, zugeknotete Strümpfe hervor, die prall mit Knöpfen gefüllt waren. »Aber laß sie nicht fallen, sonst finde ich sie beim Aufkehren in allen Ecken wieder, und dann muß ich mich bücken.« Ich wollte zum Bett gehen, doch ihre Stimme hielt mich zurück: »Nicht dort! Man



Margaret Mazzantini

Die Zinkwanne

Roman

Taschenbuch, Broschur, 192 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73458-0

btb

Erscheinungstermin: August 2006

Eine bewegende Familiensaga und das einfühlsame Porträt einer starken, überaus faszinierenden Frau.

Im Mittelpunkt dieser Geschichte steht Antenora, eine beeindruckende, faszinierende Frau. Ihr Leben ist einzigartig und gleichzeitig exemplarisch für unzählige Frauenschicksale: das Leben als Tochter, als Schwester, als Mutter, als Ehefrau und Witwe. Das faschistische Italien, der Krieg und die Nachkriegsjahre sind Stationen auf einer Reise durch die Zeit. Sie führt aus den feudalistisch geprägten Strukturen des Landlebens in die zunehmende Einsamkeit einer Stadtwohnung, wo Antenora inmitten ihrer Erinnerungsstücke lebt und stirbt.